

URNER INSTITUT
KULTUREN DER ALPEN
AN DER UNIVERSITÄT LUZERN

Die neue Welt

Autor
Joachim Schlömer

Kontakt

Urner Institut Kulturen der Alpen
Daetwylerstrasse 25 | CH-6460 Altdorf
mail@kulturen-der-alpen.ch | www.kulturen-der-alpen.ch

Impressum

Herausgeber
Urner Institut Kulturen der Alpen

Autor
Die neue Welt
Joachim Schlömer

Altdorf, 2026

Vorwort

Joachim Schlömer

In „Die Neue Welt“ stürzt eines Morgens der vertraute Berg vor dem Fenster ein – lautlos, ohne dass jemand etwas bemerkt. Eine Journalistin aus Altdorf folgt dem Einsturz in eine Kristallkluft, durchwandert veränderte Zeitlinien und kehrt in ein Uri zurück, in dem Tell zum Koloss geworden, die Reuss unter die Erde verlegt und der Kanton „reich, aber auf sich gestellt“ ist. Während Vielvögel Bären aus dem Tal tragen und weisse Blätter bindende Verträge ersetzen, verliert die Erzählerin ihr altes Leben und findet eine andere Rolle: die der Zeugenschaft. „Die Neue Welt“ verbindet alpinen Mythos, Landschaftszerstörung und Identitätsverlust zu einer magisch-realistischen Erzählung über die Frage, wie wir weiterschreiben in einer Welt, die sich unter unseren Füssen verschiebt.

Die neue Welt

Eine magisch-realistische Erzählung aus dem Urner Tal, die Mythos, Landschaftszerstörung und Identität aufeinanderprallen lässt.

Die Sonne scheint. Meine Augen sind verklebt von letzter Nacht. Die Müdigkeit. Sie liegt bleiern auf meinen beiden Augen, einem Igel gleich, unter Meter hohem Laub im Winterschlaf vergraben. Meine beiden Kinder sind krank. Das Übliche. Das, was kleine Kinder aus der Tageskrippe mit nach Hause bringen. Die Sonne scheint noch immer, und mir in die Augen. Warum? Mit dem einen, weniger verklebten, Auge drehe ich den Kopf zur Seite. Es ist noch früh. Zu früh für die Sonne. Der Berg, der mir vor meinem Fenster Schutz gibt, ist mein Traumverschöner. Wenn ich zu dieser Zeit die Augen aufschlage, haben mich die Hänge, die mal Schnee verhangen, mal sanft grün, zwielichtig für kurze Zeit beseelt. Augen wieder schliessen, sage ich mir. In Halb-wach-Traum versinken. Heute nicht. Die Blendung schmerzt selbst durch meine Lider. Diese Helligkeit ist unverschämt. Aufstehen. Bewegen. Es scheint an der Zeit zu sein.

Das Haus. Es liegt noch still. Die Kinder schlafen. Die Sicht ist klar. Der Blick auf meinen Berg ist, als schaute ich auf eine umgedrehte Vogelpyramide, die über einem unbegreiflich grossen Loch schwebt. Uneinstürzbares ist eingestürzt. So ist es. Alles ist möglich. Wie die Vögel, die ich noch nie zuvor gesehen habe, vielleicht eine neue Art von Vielvogel. Sie kreisen, oben breit und unten schmal, in hoher Geschwindigkeit, als warten Sie. Auf was, frage ich mich. Die Augen fallen auf die Spitze dieser Pyramide.

Er ist nicht mehr. Der Berg. Mein Traumverfänger ist eingestürzt. Die Einsturzränder stehen schroff und messerscharf nach oben. Ein paar lose Tannen hängen noch Kopf -über, halten mutig an der Wurzel fest. Die Stadt, wie das Haus, liegen still, als wäre nichts passiert. Wo war der Donner? Wo war das Geräusch der alles Verändernden, neu geordneten Welt? Wenn das hier möglich war, vor meinem Fenster, ohne dass ich, oder jemand, es mitbekommen haben, was dann?

Schleichend verlasse ich das Haus. Ich gehe den Weg, den ich jeden Morgen gehe. Mein Arbeitsplatz liegt unterhalb des Berges in einer kleinen Hütte. Ein Schutzort. Zum Rand des Einbruchs meines Berges ist es nicht mehr weit. Ich sehe schon die harten, spitzen Kanten. Das Vogelkreischen über mir. Ohrenbetäubend laut. Zum ersten Mal am Rande des Grand Canyon ist es unvermeidlich zu staunen. Wie hier. Ist das möglich? Ein Urtier, ein versunken in sich selbst trifft mich in meinen Eingeweiden. Der Berg ist nicht mehr. Eingestürzt. Umgestülpt. Vor mir liegt tief versunken etwas anderes.

Die neue Welt.

Eine Höhle. Sie liegt auf der Hälfte des Aufstiegs. Der jetzt der Abstieg ist. Ich klettere. Nicht hinauf. Ich steige hinab. Sind Berge nur der Schein des Aufrechten? Des Sorgenvollen? Die Spitze des Bergs liegt jetzt am Punkt des Tiefenofens. Es glimmert von dort unten. Bläulich. Fluoritartig. Der Hohle Berg. Eine Kristallkluft. Einer Eiswaffel gleich, die sich in die Erde drückt. Die Sonne reflektiert den Schein und blendet mich vielfach. Die Kanten, an denen ich mich festhalte, sind glatt. Doch die Höhle liegt nicht weit. Der Abstieg ist machbar riskant. Die Blendung der Kristallwand vervielfacht die Hitze auf meinem Körper. Meine Hände beginnen zu brennen. Ein paar Schritte noch.

Ein Kreischen. Ein starker Luftzug. Die Vielvögel stürzen hinab. Sie lösen ihre pyramidenförmige Struktur auf. Lockt sie jemand an? Sie gleiten an mir vorbei. Nur noch Rauschen, Flügelschlagen. In enger Formation ziehen sie durch den Eingang in die Höhle. Halliges Kreischen, dann plötzliche Ruhe. Wolken ziehen vor die Sonne. Man gibt mir meinen Blick zurück.

Ich stehe vor dem Eingang der Höhle von innen. Einmal noch zurückschauen in die bläulich schimmernde Kristallkluft, die mein Berg ist. Ich wusste es. Jeden Tag an dem ich meine Kinder zur Schule gebracht habe. Jeden Tag an dem ich zur Arbeit gegangen bin. Jeden Tag an dem ich zur Höhle hinauf gewandert und im Inneren in deren Tiefe abgestiegen, aber nie bis zu einer Öffnung ins Innere des Bergs gekommen bin. Ich wusste um das Besondere. Der Berg hat mich gelassen. Ich durfte eintreten.

Ich bin keine Geologin. Ich arbeite als Journalistin. Die Ausflüge in die Höhle waren mir meine Auszeit. Alle Information auslöschen. Dunkelheit und verzerrte Schatten meiner Taschenlampe. Leerlaufend wundern und staunen. Ich Berichte über Alltägliches. Vorkommnisse in der Region. Dramen auf einer Alm, im Dorf. Korruption. Betrug. Verkehrsunfälle. Heirat. Ich erfahre als Erste, wenn etwas in Bewegung gerät. Wie bei meinem Berg. Der Anfang von Etwas. Vielleicht die Lösung? Oder der Untergang.

Ich gehe Schritt für Schritt tiefer in die Höhle hinein, deren Gang jetzt nach oben führt. Die hereinfallende Reflexion des Lichts der Kristallkluft auf der einen Seite, ein helles Lichtloch auf der anderen. Die Wände des Gangs glitzern schwarz von Feuchtigkeit. Je höher ich steige, desto heisser wird es. Ich beginne zu schwitzen. Nach einem anstrengenden Aufstieg öffnet sich die Höhle zu einem weiten Portal. Das Kreischen der Vielvögel dringt zu mir. Ich erreiche das Portal. Hat sich so der erste Mensch gefühlt? Vor mir schiebt sich ein dichtes Wolkenband vor die Sonne und verschleiert sie. Es wird dunkel, nein, es tritt Plötzlichkeitsschwärze ein. Ich bewege mich nicht mehr. Die Angst kriecht mir den Rücken hoch. Ich will nicht sterben. Der Moment dauert an, bis ich etwas an meinen Füssen spüre. Meine Augen haben sich an die Dunkelheit gewöhnt. Ich schaue hinunter zu meinen Füssen. Sie sinken ein. Wasser steigt mir bis an die Knöchel hoch. Dann, plötzlicher Rückzug der Wolken. Jetzt erkenne ich Ursache. Klares, warmes Wasser schwappt an meine Beine. Vor mir liegt ein tropisches Meer, die Weite einer Unbekannten ungeformten noch nicht besetzten übervollen Welt. Ich wate durch das warme, sanfte und sehr flache Wasser. Hat das jemals jemand vor mir schon gesehen? Bin ich die Erste, die hier eine neue Welt entdeckt? Abstand bekommen. Als Journalistin kann ich nicht anders. Ich muss der Sache auf den Grund gehen. Ich drehe mich um und schaue nach oben. Da ist er wieder. Der Berg von dem ich jede Furche kenne, jeden Grat. Auf der steil abfallenden Seite halten sich die Tannen krumm aufsteigend mutig fest. Auf der flacheren Seite, an der man über dem Einstieg zur Höhle weiter nach oben gehen kann, erkenne ich den Weg, der unverändert serpentinenartig in die Höhe führt. Alles unverändert. Ausser dem Umstand das ich knietief in sedimentartigem weissem Schlamm von tropischem Meer umgeben bin. Das Gesehene mit räumlicher Logik betrachtet würde zudem bedeuten, dass ich momentan auf dem Kopf stehe und einer umgekehrten Schwerkraft ausgesetzt bin. Ohne Vorwarnung, ein Zittern des Bodens, oder einer weiteren Verdunkelung der Sonne, zieht sich das Wasser unter meinen Füssen zurück. So schnell, dass es einen Sog entwickelt, der mich in die tieferen Tiefen zu ziehen droht. Ich schaffe es gerade noch zurück zum Ausgang der Höhle. Erschöpft halte ich mich an der Felsenkante des Portals fest. Als hätte einer meiner Kinder den Stöpsel der Badewanne gezogen, mit dem sie so gerne spielen, zieht sich unter mir nicht nur das Meer, sondern auch der Sand in erstaunlicher Geschwindigkeit zurück. Ich ziehe mich mit Kraft auf den Vorsprung des Portals und drehe mich um. Meine bis noch vor ein paar Stunden verklebten Augen weiten sich. Eine Welt sinkt vor meinen Augen ab. Ein im Zeitraffer ablaufendes Unmöglichkeits-geschehen.

Ich habe mich beim Heraufziehen am rechten Arm verletzt. Eine Schnittwunde quer über dem Unterarm. Das Blut läuft langsam, aber stetig heraus. Der Schmerz stellt sich langsam ein. Wie so oft, wenn ich mich verletzt habe, betrachte ich die Wunde wie ein Arzt. Ich versuche zu verstehen. Dann stellt sich der Schmerz ein. Warum stellt sich Schmerz ein. Ist das hier kein Traum? Ich sollte jetzt aufwachen. Ich schmecke das herauslaufende Blut. Es ist Blut, kein Zweifel. Aus einer Pfütze in der Nähe der Innenwand der Höhle schmiere ich Schlamm auf die Wunde. Der Schmerz zieht sich zurück, wie das zurückziehende Wasser. Vor mir legt sich eine Landschaft frei.

Ein Dorf wird sichtbar. Es nimmt Formen an. Das war sicher ein früherer Stausee. Man hat eine Mauer gesprengt worden und ein langvergessenes Dorf freigelegt. Ich sitze auf der Kante des Felsenvorsprungs, schaue dem Spektakel zu. Dabei erinnere ich mich an den Start der Mondmission, den Abflug der Rakete von Cape Canaveral. Wie lange ist das her? Ich atme durch und schliesse meine Augen. Einen langen Atemzug nur. Ich möchte jetzt zurück zu meinen Kindern. Meiner Familie. Wie geht es ihnen wohl?

Ich öffne meine Augen erfrischt, wie nach einem langen Schlaf. Ich schau mich um. Unter mir. Das Tal. Am Rand des Tals zum Berg - Das Verlagshaus. Weiter hinten – ein Dorf mit einer grossen Statue – am Rand des Dorfs - unser Haus. Die Landschaft hat sich ausgeformt. Das Dorf ist freigelegt. Das Wasser hat sich zur Gänze zurückgezogen. Die Wolken haben sich zurückgezogen. Die Frühlingssonne scheint mir mild auf mein Gesicht. Im Tal blühen schon die Bäume. War denn Frühling, als ich eingestiegen bin? Der Abstieg ist, wie ich ihn kenne. Jeder Tritt gewohnt, wenn man ihn täglich geht. Und doch ist alles anders als alltäglich, anders als gewohnt.

Ich erreiche den Sockel des Bergs und erreiche das Verlagshaus. Ich öffne die schwere Eisentüre und gehe hinein. Im Gang des Verlagshauses ist es gespensterstill. Am Ende des Gangs liegt die Türe des Büroleiters.

Ich öffne sie vorsichtig. Das Licht im Büro springt an. Alle fünfzehn Mitarbeiter des Verlags reissen ihre Hände nach oben und singen: «Happy Birthday to you, happy…». Meine Verblüffung kann ich nicht gut verbergen und winke meine Geburtstagsliedwünsche mit einer Geste ab. Halt, nein, Moment mal. Es ist nicht der 12.Juli. Meine beste Freundin und Mitarbeiterin Magda zeigt auf den Kalender. Der rote quadratische Datumsanzeiger ist auf den 12.Juli gestellt. Sag bloss, dein Mann und die Kinder haben dich noch nicht gefeiert, fragt sie mich. Ich kann nicht anders als nachdenklich auf die Runde Sektglas haltender Verlagsangestellten zu schauen. Mein Chef fragt mich besorgt. Was ist mit dir, freust du dich nicht? Er macht einen Schritt auf mich zu. Ich weiche zurück. Habt ihr nicht gesehen, dass der Berg über Nacht in sich zusammengesackt ist? Welcher Berg und wovon redest du und bist du sicher, dass es dir gut geht und du siehst blass aus, setz dich doch, ich hol dir ein Glas Wasser. Während alle besorgt auf mich einreden und sich langsam annähern, halte ich mich am Türrahmen fest, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Meine Freundin möchte mich umarmen. Ich mache einen weiteren Schritt zurück und schliesse die Türe. Hinter der Türe wird getuschelt. Niemand versucht sie wieder zu öffnen. Was ist denn passiert, so hab ich sie noch nie gesehen, haben wir etwas falsch gemacht, heute ist doch der 12.! Draussen vor der Türe des Verlagshauses schaue ich nach oben in den wolkenlosen Himmel. Niemand ist mir gefolgt. Warum ist mir noch nicht einmal meine beste Freundin nachgegangen? Das würde sie tun, das hätte sie getan.

Mehrere Vielvögel landen auf der Wiese vor mir. Sie staksen darauf herum, leicht irritiert, als ob sie sich nicht am richtigen Ort befinden würden. Ich kann das von meinem jetzigen Standpunkt aus nur teilen. Die Schnäbel der langbeinigen Vögel, woher auch immer sie stammen, sind leicht gekrümmt. Sie erinnern mich an die Schnäbel der laut kreischenden und ständig zankenden Flamingos, die meine Kinder so lieben und vor denen wir im Zoo oft lange stehen bleiben. Der Gestank des Kots in flachem Wasser zieht an warmen Tagen seine Kreise. Ich schaff es nur mit dem Versprechen auf ein Eis sie von dort wegzulocken. Doch das hier vor mir sind frei fliegende Wesen einer anderen Zeit. Die Vielvögel picken im hohen Gras, finden aber anscheinend nicht, was sie suchen und flattern aufgeregt von einer Stelle zur Nächsten. Dabei öffnen sie ihr Gefieder, das zwischen der Ober- und der Unterseite der Flügel ockerfarben bis moosgrün glänzt. Jeder der Vögel in leicht unterschiedlicher Kolorierung. Durch ihre nah am Schnabel sitzenden hervorstechenden Augen haben sie etwas Mafiöses an sich. Vielleicht suchen sie sich ein Opfer. Soweit ich weiss, gibt es hier nichts ausser Kühen. Wildes Geflatter beginnt wie aus dem Nichts. Mehrere der Vögel stürzen sich auf etwas, das aus meinem Blickwinkel nicht zu sehen ist, da es in einer Senke liegt. Dann Stille. Die Vögel steigen nach oben. Sie arbeiten im Kollektiv wie Wildhunde es sonst nur tun. Zu fünft haben sie ein grosses behaartes, an den Flanken blutendes Tier in die Luft gehoben. Sicher keine Kuh, eher ein Bär. Auf jeden Fall ein grosses, sehr schweres Tier. Sie tragen es in die Höhe zu einem Punkt oberhalb der Höhle. Die sie begleitenden anderen Vielvögel kreischen hungrig. Bis plötzlich alles still wird und das Geräusch des Windes über die vor mir liegende Ebene fegt. Föhnwind.

Er setzt ein, ohne anzuklopfen. Zuerst als fernes Rauschen im Tal, dann als warmer Schlag gegen meine Wangen. Jemand hat eine unsichtbare Tür aufgerissen. Die Luft ist plötzlich zu gross für das Tal. Und diese Art von Wärme ist nicht eine die beruhigt, sondern alles in mir aufdreht. Gedanken, die eben noch schwer waren, werden mit einem Mal leicht und nervös. Sie springen von Grat zu Grat. Der Föhn kennt kein Halten.

Mein Arm zuckt. Den Schmerz der Risswunde habe ich einen Moment lang vergessen. Der Schlamm hat sich inzwischen so verhärtet das er stückchenweise auf den Boden bröckelt. Ein Hauch von hellem Sand bleibt auf dem Riss der Wunde haften. Kein Blut mehr, nur ein dunkelroter Strich auf dem Unterarm.

Bevor ich mir weiter Gedanken darüber mache, warum es jetzt Bären gibt, die doch seit über zwanzig Jahren in der Gegend nicht mehr gesehen worden sind, bin ich schon auf dem Weg zu meinem Haus am Rande Altdorfs. Mein Schutzhaus! Meine Familie! Auf dem Weg dorthin überquere ich mehrere Strassen. Zwischen den Häusern pfeift der Föhn wie durch eine schlecht geschlossene Tür. Schilder schlagen an die Mauern, irgendwo klappert ein Fensterladen im unregelmässigen Takt. Über meinem Berg liegt ein klares, hartes Blau, als wäre der Himmel frisch gewaschen geworden. Ich erreiche unser Haus.

Am Fenster stehen meine beiden Kinder und schauen zu mir. Ich winke und freue mich sie wiederzusehen. Sie winken nicht zurück, sondern schauen mich befremdlich an. Ich beeile mich zur Haustüre zu kommen, hole meinen Schlüssel heraus und möchte die Haustüre öffnen. Der Schlüssel passt nicht, oder nicht mehr. Nach mehreren Versuchen klingele ich. Im Hausflur höre ich jemanden näherkommen. Ich rufe den Namen meines Mannes. Peer? Die Türe öffnet sich. Ein Mann, den ich noch nie zuvor gesehen habe, steht im Bademantel vor mir. Ja? Zwei Kinder, meine Kinder, laufen zur Türe und halten sich am Bademantel des Mannes fest. Ich frage ihn, wer er ist und was meine Kinder bei ihm zu suchen haben. Der mir unbekannte Mann lächelt. Er streichelt

Max, meinem Kleinsten den Kopf. Geht spielen, ja? Das hier ist nichts für euch. Ich will mich ins Haus drängeln. Der Mann hält mich fest. Und sie sind? Das geht sie nichts an, antworte ich. Er drängt mich zurück und schliesst mir die Haustüre vor meiner Nase.

Obwohl ich weiss, dass hier nichts so ist, wie es sein sollte, versuche ich herauszufinden nach welchen Regeln sich die Dinge verändert haben, oder sich gerade und ständig am Verändern sind. Heute habe ich Geburtstag, aber welchen? Es waren viele Kerzen auf der Torte, um die sie alle herumstanden, um mir zu gratulieren. Ich bin achtundzwanzig, doch auf der Torte waren mindestens vierzig oder mehr Kerzen. Und natürlich gibt es keine Bären mehr in dieser Gegend. Und meine Familie? Ich klingele erneut. Und noch einmal. Niemand im Haus reagiert. Ich gehe um das Haus herum zum Eingang des Kellers. Die Türe ist abgesperrt.

Es ist Mittagszeit. Der Föhnwind verebbt, so schnell wie er gekommen ist. Ich gehe durch die Gassen des Dorfs auf der Suche nach einem Hinweis. Natürlich, das Tell Denkmal. Wenn etwas Bestand hat, dann das. Abgesehen davon, dass keine Autos auf den Strassen fahren. Vielleicht ist heute einer der autofreien Sonntage, oder es ist ein ausserordentliches Fahrverbot für diesen Tag ausgesprochen worden. Ungewöhnlich ist diese Ruhe allemal! Mein Dorf ohne Autos? Das war bis jetzt undenkbar. Und jetzt? Diese Ruhe! Überall diese Ruhe.

Ich schrecke zusammen. Die Kirchenglocke zerschlägt die Stille wie eine Eisenkugel, die durch ein Fenster fliegt. Es ist Mittagszeit, möchte ich der Turmuhr Glauben schenken. Die Glocke läutet schrill. Nein. Sie singt. Wie soll ich es beschreiben? Der anfängliche erste und brachial laute Glockenschlag ist einer verführerischen, jetzt eher in einen jodelnden Glockenklangmelodie übergegangen. Ich denke an den Rattenfänger von Hameln und kann nicht anders als der Melodie zu folgen. Ich erreiche das Tell Denkmal und schaue noch oben. Eigentlich sollte ich hier vor dem Glockenturm mit dem mannshohen Denkmal stehen, aber …das Denkmal ist gewachsen. Einen Glockenturm gibt es nicht. Stattdessen ragt vor mir ein mehr als hundert Meter hohe bronzene Statue von Wilhelm Tell über Altdorf. Die Melodie verklingt langsam. Sie kam aus dem Kopf der Statue. Angemessen denke ich. Ob wahr oder nicht zollen wir der Geschichte Tribut, und das hier ist ein Angemessener.

Am Fuss des Denkmals öffnet sich eine Türe. Türen, die von allein aufgehen, während man davorsteht, sind nicht ungewöhnlich. Da denke ich an Schiebtüren. Doch das hier ist eine schwere bronzene Türe, die sich nur einen Spalt öffnet. Eine besondere Einladung. Mir schiessen Bilder obskurer Geheimsekten in den Kopf: Die Illuminaten, Freimaurer, Assassinen oder die Prieuré de Sion. In dem offenen Türspalt springt sichtbar das Licht an, das in einem Schmalen Streifen bis vor meine Füsse scheint: Obwohl wir nicht wissen, wer sie sind, kommen sie uns doch besuchen. Die Statue als mein Hotel California : You can check out any time you like, but you can never leave. Ich gehe durch die Türe in den Fuss von Wilhelm Tell. ich spüre, wie die Aufregung meine Handinnenseiten befeuchtet. Wenn schon alles anders ist, dann so. Im Inneren stehe ich vor einer schwindelerregend hohen Wendeltreppe. Es riecht nach altem, feucht gewordenem Metall, nach all den Jahren, in denen niemand diesen Ort betreten hat. Die Türe hinter mir fällt leise ins Schloss. Kein Klicken, nur ein weiches Zuziehen.

Ich steige vorsichtig die ersten Stufen hinauf. Die Treppenstufen sind schmal. Durch die offene Gitterstruktur kann ich den Boden sehen. Ein Geländer gibt es nicht. Ich stütze mich an der bronzenen Innenwand des Beines ab. Meine Schritte hallen durch die Statue als Echo von weit oben zu mir zurück. Auf jeden Schritt ein zweiter, nur Momente später. Es verwirrt mich. Je höher ich steige, desto mehr umgibt mich der Widerhall der Schritte. Der Boden unter mir ist selbst durch die Gitterstufen schon nicht mehr zu erkennen. Nur Dunkel. Licht kommt einzig von oben. Scheinbar wird es durch die Augen und den Mund der Figur selbst, in unendlichen Windungen auf die metallenen Innenseiten der Statue reflektiert und dringt so als spärliches Licht bis zu mir nach unten. Ich erreiche eine erste Plattform.

Auf der Plattform bleibe ich einen Moment stehen. Ich warte darauf das mein Echo verhallt. Über mir ist nichts als Stille. Unter mir ist nichts als Stille. Dichte Stille. Eine Implosion. Anders als auf den Strassen des Dorfes zwingt mich diese Stille in meine Erinnerungen. Bilder steigen nach oben. Ich erinnere mich an den Moment, in dem meine Mutter gestorben ist. Mit der Nachricht kam diese erstmals gefühlte grosse Stille. Die Stille des nicht begreifen können. Des nicht wahrhaben wollen, das Gefühl der totalen Einsamkeit, der grossen Verlassenheit.

Ich höre meinen Atem. Mein Herz schlägt laut. Wer kann mich jetzt noch in dieser Stille hören? Der Berg? Die Statue, in der ich bis nach oben steigen werde? Vielleicht die Vielvögel, wo immer sie auch gerade ihre

Kreise ziehen. Vielleicht hört mich sogar der Bär, der irgendwo über der Höhle an einem Felsvorsprung hängt und auf seinen Tod, im Auf- oder Abwind verhakt, wartet.

Ich gehe weiter. Schritt für Schritt winde ich mich weiter in die Figur hinein, werde Teil von ihr. Auf der nächsten Plattform einige Windungen höher wirft ein Diaprojektor Bilder an die nassfeuchte Innenwandung der Skulptur. Ich bleibe stehen. Auf den Fotos bin ich zu sehen. Bilder meiner Kindheit, die ich noch nicht kenne. Auf einem hebe ich einen Pokal nach oben. Hinter mir eine jugendlich aussehende Fussballmannschaft. Ich habe Fussball nie gemocht. Wieso hebe ich hier den Pokal nach oben? Weitere Dias werden gezeigt. Ich lache mit Freundinnen am Ufer eines Meeres. Ein Dia zeigt mich mit meinen Eltern. Sahen meine Eltern so aus? Sie sind beide bei einem Autounfall gestorben. Das ist schon fast 15 Jahre her. Bei jedem weiteren Dia steigen Erinnerungswellen nach oben, oder werden Zweifel geweckt, ob das hier meine Realität ist. Die Dias sitzen scheinbar in einem Rad. Fotos werden wiederholt gezeigt. Das ganze noch einmal. Nur jetzt fehlen Bilder. Sie sind durch schwarze Bilder ersetzt. Meine Erinnerungen werden ausgelöscht. Waren alles meine Erinnerungen, oder waren es die eines parallelen Ichs, das mich nie kennengelernt hat. Ich schaue nach oben. Die Treppe windet sich verjünged in den Kopf. Es ist alles eine Frage der Perspektive.

Ich steige weiter nach oben. Eine Stimme hallt von oben zu mir herunter. «Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit». Der Satz wird wiederholt, wird immer deutlicher, immer lauter. So laut, dass die Treppenstufen zu vibrieren beginnen. Schillers Satz aus Tell. Will mich die Figur dazu zwingen das meine bisher erlangten Sicherheiten brüchig sind? Wer ich in dieser Welt sein will und werden könnte? «Das Alte stürzt…» Verinnerlichung von Wörtern die Legenden eines Volkes bilden. Ich bin Teil dieses Volkes. Eine Schweizerin, geboren in Altdorf vor zweiundvierzig Jahren. Hier werde ich sterben, Nein, nicht hier. Wenn ich oben angelangt bin, werde ich wissen, wie ich zurück komme in die alte Welt. Für diese neue bin ich noch nicht bereit.

Je höher es geht desto schwankender wird die Figur. Ich muss ständig am Mittelstab der Treppe oder an den feuchten Innenwänden festhalten, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Das Gleichgewicht ist aus den Fugen geraten. Etwas hat den Einsturz des Berges verursacht. Ein stark aufkommender Wind bläst von oben zu mir herunter. Ein Kälteeinbruch. Ich muss mich beeilen, um nach oben zu kommen, sonst erfriere ich noch auf diesen Stufen. Meine schnellen Schritte hallen durch das Innere des Tell. Ich erreiche nach vielen weiteren Windungen die letzte Plattform, das innere des Kopfs. Hier oben sieht es anderes als erwartet aus. Eine Küchenzeile, Tisch, Sofa, Stühle Schrank und Bett. Eine Wohnung mit Möbeln aus meiner Studienzeit. Ich vermisse sie diese Zeit, wie mein altes Sofa. Ich setze mich in das alte Möbel und schliesse meine Augen. Ich bin das Denkmal. Die Kälte weicht einer wohligen Wärme. Es ist schwer mich aus dem Sofa hochzuhieven, meine Erinnerungen hinter mir zu lassen.

Ausgeruht stehe ich an einem Auge der Figur und schaue auf die Stadt, die Landschaft unter mir. Es sieht alles aus, wie es schon immer aussah. Der Verkehr mäandert unter mir am Denkmal Tell vorbei und herum. Aus der Höhe sieht alles klein und unscheinbar, doch gut erkennbar aus. Die Busse halten, wie Busse halten. Menschen steigen ein und aus. Die Vielvögel ziehen ihre Kreise wie sie vorher ihre Kreise zogen. Der eine Berg, wie alle anderen Berge, stehen unverändert unbeirrt an ihrem Ort. Nur ich bin falsch.

Es klingelt hinter mir. Hinter der Küchenzeile entdecke ich einen Aufzug, der mir vorher entgangen sein muss. Ich öffne die Türe und steige ein. Es gibt keinen Knopf zum Drücken. Der Fahrstuhl fährt dennoch los, sobald sich die Türe geschlossen hat. Es geht abwärts. Unten steige ich aus dem linken Fuss der Figur. Die Türe hinter mir fällt schwer ins Schloss. Die Umgebung rund um die Figur ist belebt. Ich folge einem älteren Paar und steige in den Bus in Richtung meines Bergs.

Vor dem Verlagshaus steige ich aus. Meine Freundin wird mir erklären können was hier vorgefallen ist. Als ich den Raum zum Sekretariat betrete, werde ich sehr höflich von einer Dame begrüsst, die ich zuvor noch nie gesehen habe. Bevor ich etwas sagen kann, fragt sie mich, ob ich meine Papiere für das Erstgespräch dabeihabe. Meine Freundin betritt den Raum und stellt sich mir vor. Ich muss meine Papiere zu Hause vergessen haben, sage ich und lache, doch ich bin die Einzige. Es scheint sich nicht um einen Scherz zu handeln. Du erkennst mich nicht, ich bin es doch, versuche ich das Missverständnis aufzuheben. Die Sekretärin und meine alte Freundin schauen sich fragend an. Ihr habt mich vorhin empfangen, mit einem Kuchen, zum Geburtstag. Heute bin ich zweiundvierzig geworden, obwohl ich nicht Geburtstag habe und auch nicht zweiundvierzig bin. Den letzten Zusatz hätte ich mir sparen sollen, denn anstatt das Rätsel aufzulösen, öffnet meine Freundin mir die Türe raus zum Flur. Ich soll doch bitte erst wiederkommen, wenn ich mich ernsthaft auf die freigewordene Stelle bewerben möchte. Das interessiert mich dann doch so sehr, dass ich frage, auf wessen Stelle man sich denn bewirbt. Meine Freundin wechselt einen genervten Blick mit der Sekretärin, seufzt, und erklärt mir dann, dass

der Posten der Journalistin für Allgemeines frei geworden ist. Sie sagt: Sie war meine beste Freundin. Seit geraumer Zeit ist sie als vermisst gemeldet. Meine Stimme versagt. Vermisst? Niemand erkennt mich hier wie da. In dieser Welt bin ich nicht, wer ich war. Eine Träne rinnt an meinem Auge herab. Etwas in mir löst sich auf. Ich höre mich nur sagen: Nichts ist wie es scheint! Dann weiss ich nicht mehr was passiert. Der Raum um mich herum wird schwarz. Ich sacke ab ins Bodenlose.

Über mir steht ein Arzt. Er verbindet meine Wunde am Arm. Eine Assistenzärztin steht ihm zur Seite. Er bedankt sich, dass ich gleich gekommen bin, denn die Wunde an meinem Arm hat sich entzündet. Das hätte gefährlich werden können, höre ich ihn sagen. Ich verstehe nicht, wie ich in die Praxis gekommen bin, also frage ich. Der Arzt scheint nicht gut zu hören. Die Assistenzärztin springt ein und erklärt mir sehr genau, wie mich eine Frau in einem Lieferwagen in der Praxis abgeliefert hat. Als ich der Assitentin meinen Arm gezeigt habe, wusste sie sofort, dass dringend Hilfe benötigt wird. All das muss mir entgangen sein. Der Arzt hat den Wundverband fertig angelegt und verlässt den Raum. Die Assistenzärztin drückt mir eine Packung Schmerztabletten in die Hand, falls es schlimmer werden sollte.

Auf dem Weg nach draussen versuche ich meinen Arm zu beugen. Der Schmerz schlägt sofort an. Vor der Klinik setze ich mich auf eine Bank und nehme eine der Tabletten. Kaum habe ich sie verschluckt ist der Arm wie ganz befreit. Manche Dinge sind nicht zu erklären, höre ich mich laut zu mir selber sagen. Eine Frau hört, wie ich mit mir selber spreche und setzt sich neben mich. Ob wir uns kennen, frag ich sie. Nicht direkt, antwortet sie mir. Es stellt sich heraus, dass sie einen Auftrag für mich hat. Man hätte mitbekommen, dass ich Journalistin bin. Man möchte mich mit einer wichtigen und heiklen Sache beauftragen. Ohne zu sagen, womit man mich beauftragen möchte, steht sie auf und geht. Ich bin sonst ein eher aufbrausender Mensch und lasse mir nicht viel gefallen, was für eine Schweizerin zugegebenermassen eher ungewöhnlich ist, werde ich dann auch schnell ausfallend und halte mich nicht an gewisse sprachliche Regelungen. Es platzt schnell aus mir heraus. Ungefiltert. Das ist unverzeihlich in manchen Momenten. So wie jetzt.

Da ich nie erfahren werde, worum es sich gehandelt hätte, beschliesse ich zurück zum Haus zu gehen. Wenigstens eine Sache der ich auf den Grund gehen kann. Vor der Haustüre klopfe ich an die Türe. Es ist niemand da. Ich hole meinen Haustürschlüssel heraus und versuche mein Glück erneut. Er passt für dieses Mal. Ich betrete vorsichtig den Flur und rufe die Namen meiner beiden Kinder. Es bleibt still. Wieviel Zeit ist schon vergangen? Nachdem ich die Haustüre hinter mir geschlossen habe gehe ich durch das Haus. Es ist leer. Keine Möbel, kein Geschirr, keine Anzeichen, dass hier jemand wohnt. Die Haustüre wird geöffnet. Eine Maklerin mit einer Mappe unter dem Arm betritt das Haus. Sie erkennt mich nicht und möchte wissen, wie ich hineingekommen bin. Ich zeige ihr den Schlüssel. Sie nimmt ihn mir ab und bittet mich zu gehen, ansonsten müsste sie die Polizei rufen. Ich kaufe das Haus, egal zu welchem Preis. Die Maklerin schaut mich verblüfft an, prüft ihre Unterlagen und nachdem sie mehrmals um mich herum gegangen ist, vielleicht eine Art mystischer Zauber, ich weiss es nicht, ist sie einverstanden und bittet mich auf einem weissen Blatt Papier zu unterschreiben. Ich weise sie darauf hin, dass auf dem Blatt kein Text steht und ich nicht wüsste, wie ein vertrag ohne gültigen Text Gültigkeit haben könnte. Sie schüttelt den Kopf. Die Unterschrift genügt, dann gehört das Haus ihnen. Aha! Ich unterschreibe. Sie gibt mir die Schlüssel zurück und wünscht mir einen schönen Tag, bevor sie das Haus verlässt und mich alleine darin zurücklässt.

Ich sitze auf dem nackten Fussboden des Schlafzimmers, von dem aus ich am Morgen zu früh von der Sonne geblendet wurde. Der eingestürzte Berg. Ich versuche mich zu fokussieren. Da es sich hier bewiesener Massen nicht um einen Traum handeln kann, heisst das sehr wahrscheinlich, dass ich in der Zeit zurückgereist bin, also vor meiner Zeit, gleichzeitig nach meiner Zeit und auch gar nicht bin. Ich bin nichts mehr und alles. Ich kann meine Geschichte noch einmal schreiben. So wie ich sie gesehen habe im Giganten muss sie nicht noch einmal sein. Ich kann sie verändern, ich darf sie verändern, ich muss sie verändern.

Der Weg zurück zum Büro fällt mir nicht leicht. Die Müdigkeit steckt mir in den Knochen. Die Vielvögel scheinen sich zusammen gerottet zu haben. Jetzt kreisen sie nicht nur über mir, sondern sitzen auch im Feld. Sie beobachten mich. Ich muss an den Film Die Vögel denken, an die Bedrohung durch das Sitzen der Scharen. Wenn sie einen Bären packen können, dann, doch soweit kann ich gar nicht denken, da laufe ich auch schon.

Atemlos erreiche ich das Büro. Dieses Mal gehe ich nicht am Zimmer der Sekretärin vorbei, sondern direkt in das Büro meiner Freundin. Sie ist erstaunt als sie mich sieht und möchte wissen, ob es gut gegangen ist beim Arzt. Ich bleibe vor ihrem Schreibtisch stehen und sage ihr sehr ruhig, dass ich den Job annehme, aber nicht vorhabe mein Talent den nebensächlichen Themen zu widmen. Als zweiundvierzigjährige mit viel Erfahrung

habe ich das nicht nötig. Das trifft sich gut, sagt sie und lächelt mich an, wie man nur eine Freundin anlächeln kann.

Ich richte meine Wohnung ein. Wieviel Zeit ist schon vergangen? Ich weiss es nicht mehr so genau. Als ich gekommen bin lag Hitze auf der Stadt, jetzt ist es kalt geworden. Es sind meine alten Möbel. Ich habe sie in einem Vintage Shop gefunden. Man hat sie mir geschenkt. In der Stadt weiss jetzt jeder, wer ich bin. Wenn ich nur wüsste, was das nützt. Mit der Zeit ist auch die Statue geschrumpft. Das liegt vielleicht nur an der Kälte, male ich mir eine Erklärung aus. Jetzt sieht sie aus, wie ich sie aus meiner Kindheit kenne. Einer Kindheit, in der man noch dachte, das Legenden wirklich sind, anstatt zu hinterfragen.

Ich liege in meinem Bett und schaue auf den Berg. Ich erinnere mich nicht mehr wer ich vorher war, oder nur noch vage. Da ist eher ein Gefühl von einem Loch in meinem Bauch. Ein Loch das mir das Essen und die Arbeit, auch das Unerklärliche, das ich zu lieben gelernt habe, nicht füllen kann. Bevor ich mich versehe, bin ich unterwegs zum Berg. Vorbei am Verlagshaus klettere ich zur Höhle hinauf. Die Vielvögel begleiten mich dabei. Sie ziehen ihre pyramidenförmigen Kreise über mir, als ahnten sie, wohin es mich jetzt zieht. Während des Aufstiegs beginnt der erste Schnee zu fallen. Ich rutsche aus, falle, steige wieder nach oben, rutsche, falle und steige weiter. Plötzlich wird es totenstill. Ich schaue nach oben. Die Vielvögel stehen am abendroten Himmel. Unbeweglich. Die Zeit steht still, nein, die Welt steht still. Ich gehe in die Höhle hinein. Die Stille ist ein Vakuum. Inhalierte Zeit. Auf der anderen Seite klettere ich aus der Kristallkluft nach oben.

Ein warmer Luftzug umgibt mich, als ich mein altes Haus erreiche. Vor dem Haus sitzt ein Mann mit einer Mappe unter dem Arm. Ich gehe auf ihn zu und umarme ihn. Er weiss nicht, wer ich bin, weist mich aber nicht zurück. Sein Lächeln öffnet mir das Herz. Ich sage ihm, dass wir zwei Kindern haben werden und ob das in Ordnung ist. Er nickt und öffnet mir die Türe.

Das Haus ist spärlich eingerichtet. Die Vorbesitzerin hat Möbel und anderes zurückgelassen, dann ist sie eines morgens verschwunden. Sie hatte zwei Kinder, erzählt man sich. Auf Nachfrage zu dem Mann, der mit der Frau hier gelebt hat, bekomme ich keine Auskunft. Im Haus suche ich nach Dingen, die mich an etwas erinnern, aber hier ist nichts, was mit meinem anderen Leben zu tun gehabt hätte. Stattdessen wundere ich mich über die Zusammenstellung der Möbel. Sie sind abgenutzt, dreckig und hässlich. Wer war diese Frau? Ich kann es nicht gewesen sein, denke ich, aber weiss, dass es etwas mit mir zu tun hat, oder auf jeden Fall etwas mit mir zu tun hat.

Auf dem Tisch liegt eine Hochglanzbroschüre. Das Titelblatt zeigt eine 16-spurige Autobahn. Die Reuss, die vom Urner Talboden mäandernd über dutzende Kilometer an der Seite der Autobahn nach Norden gestürzt ist: - verschwunden. Wie der Dorfbach, denke ich und blättere schnell weiter. Auf den nächsten Bildern erkenne ich die Katastrophe. Die 16-spurige Autobahn ist schon vor vielen Jahren eingeweiht worden. Wieso habe ich das nicht mitbekommen? Mein Mann, der noch nicht weiss, dass er es bald sein wird, tritt an meine Seite. Ich rieche seine Gegenwart. Sie hat etwas von Pilz. Ich erfahre von ihm, dass die Reuss seitdem unterirdisch verläuft und die Autobahn grosse Gewinne in den Kanton ausschüttet. Grosse Gewinne sind immer eine Frage des Empfängers, denn meistens gibt es nur einen. Ich blättere weiter durch die Zeitschrift. Altdorf – Schattdorf – Erstfeld. Häuser, die wie Bruchbuden aussehen stehen zum Verkauf. Ich erkenne das Haus von Dorothée, die neben mir in der Schule sass. 16 Spuren braucht kein Mensch, sinniere ich, werde aber eines Besseren belehrt. Nicht nur gibt es keine Staus mehr, sondern auch der Bahnverkehr wurde integriert, Schallschutzwände aufgebaut. Im Kanton hört man nichts mehr von der Anwesenheit einer Autobahn. Ich öffne das Fenster. Einzig Zirpen der Heuschrecken und krächzen der Vielvögel. Der Nachteil ist, fügt der Mann, der noch nicht weiss, dass er mein Mann sein wird, hinzu, dass es keine Abfahrt und keine Zufahrt der Autobahn oder des Zugverkehrs mehr gibt. Die Transitstrecke führt von Luzern ohne Zwischenhalt durch den Gotthard ins Tessin. Seitdem gibt es fast keine Touristen mehr. Niemand kann hier ein- oder aussteigen. Wir sind reich, aber auf uns selbst gestellt. Der Kanton selbst ist jetzt meist nur noch per Schiff zu erreichen, auch wenn es immer wieder mal Verirrte gibt, die über die Landstrassen hierher finden.

Ich stehe vor einem Haus, das ich aus meiner Kindheit kenne. Das Haus ist leer, die Türe flattert im Wind. Ich schaue mich um. Nur wenige Häuser scheinen noch belebt zu sein. Das, was das Leben hier einmal ausgemacht hat, ist verschwunden. Ich beschleunige meine Schritte durch das Dorf. Das Kino – eine Ruine. Ein Schild baumelt an der Eingangstüre. Betrieb eingestellt.

Da fällt es mir ein, der Tell Koloss. Der zumindest müsste doch noch stehen, aber ich kann ihn nirgends sehen. Mit seiner Höhe müsste er doch alles überragen. Es gibt eigentlich keinen Verkehr und auch kaum noch Fussgänger. Ich erreiche den Tellplatz schnell. Die Statue liegt umgekippt auf der Seite. Mehrere Häuser sind unter ihr zerborsten. Der Kopf liegt halb abgebrochen auf dem Bunker, der früher mal ein Ort für Jugendliche war.

Bis zum Bahnhof ist es nicht weit. Schon aus der Ferne kann ich erkennen, was hier passiert ist. Dort wo früher der Bahnhof stand, türmt sich eine zwanzig Meter hohe lichtundurchlässige Schallschutzwand in die Höhe. Ich stehe vor der Wand und höre: - Nichts. Es gibt auch keine Unterführung, keinen Ort, an dem man auf die andere Seite kommen könnte. Selbst wenn das hier nur eine meiner vielen Realitäten sein sollte, mit denen ich es zu tun habe, kann ich es nicht fassen: Ich bin Journalistin. Ich muss und werde meine Stimme gegen dieses Monstrum erheben.

In der Nacht suche ich die Mauer nach dem Zugang zur Reuss ab. Ich finde einen Wartungsschacht, der eingezäunt, hinter der letzten Lagerhalle am Rand des Dorfes, liegt. Ein Schild verbietet strikt den Zugang. Ich breche das Tor auf und gehe hinein. Über mir höre ich den Abrieb der tausenden Reifen. Das ewiggleiche Surren, dass uns zu einer anderen Zeit im Dorf nie verlassen hat. Wer hätte gedacht, dass ich das einmal vermissen würde. Aber noch mehr ist es das, was unter meinen Füssen leise brummt. Die wirkliche Lebensader. Der Fluss, das atmende Tier, dass sich tief in die Erde verkriechen musste. Ich höre Wasser, gurgelnd unter Beton und Stahl, dumpf, wie ein Herz, das nicht mehr für uns schlägt.

Ich ahne, dass ich nicht zurückkomme in das Leben, das ich einmal hatte. Und ich weiss noch nicht einmal mehr, ob es das überhaupt jemals gegeben hat. Aber jetzt bin ich hier, in diesem Tal, in der Nacht, über einem Fluss, der verschwunden ist, an einem Berg, der eingestürzt ist.

Ich schreibe den ersten Satz: Die Neue nächste Welt. Wie wird sie aussehen?